

das kirchliche Medienengagement würdigt das Arbeitspapier die vor 20 Jahren von Papst Paul VI. erlassene Pastoralinstruktion „*Communio et progressio*“; an ihrer Fortschreibung wird derzeit in Rom gearbeitet. Viele der fortschrittlichen Forderungen für den Umgang mit der Öffentlichkeit in der Instruktion seien bis heute nicht eingelöst. Trotz der Dringlichkeit seiner Thematik sei der Text weitgehend unbekannt geblieben.

Mit ihrem Plädoyer für eine „öffentliche Meinung in der Kirche“ knüpft die Kommission des ZdK an die Aussagen von „*Communio et progressio*“ an. Sie verweist auch auf die Kirchenkonstitution „*Lumen gentium*“ des Zweiten Vatikanischen Konzils, die den Beitrag aller Gläubigen für die Wahrheitsfindung des Glaubens betone. Gerade dieser Beitrag aber sei nur öffentlich zu leisten. Dementsprechend wird festgehalten: „Es ist der Autorität des kirchlichen Amtes nicht abträglich, wenn wichtige Dokumente von allgemeinem Interesse in dieser Öffentlichkeit in geeigneter Form diskutiert werden. Sich Begründungszwängen zu stellen, kommt der Sache zugute und stärkt die Autorität.“ Dies gelte auch für Personalentscheidungen. Dem Vorwurf subjektiver Willkür könne durch eine angemessene Öffentlichkeit begegnet werden, betont das Papier.

Ein durchgängig positiver Duktus

In dem praxisorientierten Teil des Arbeitspapiers wird dies beim Thema katholische Presse noch einmal aufgegriffen: Kirchliche Publikationen, insbesondere die Bistumszeitungen, sollen sich als „Dialogforum der ganzen Ortskirche begreifen, in dem auch kontroverse Diskussionen ihren selbstverständlichen Platz haben.“ Eine freie innerkirchliche Kommunikation verfehle ihre Wirkung auf die gesamtgesellschaftliche Öffentlichkeit nicht: Das Zerrbild einer „Papst- und Bischofskirche“, in den Medien weit verbreitet, könne korrigiert werden zu dem realistischeren Bild der Kirche als „Volk Gottes“.

Die ZdK-Kommission hat mit dem Arbeitspapier „Kirche und Öffentlichkeit“ eine sachliche Analyse der Chancen und Bedingungen für ein öffentliches Wirken der Kirche und ihrer Medienpräsenz vorgelegt, ohne falsche Gegensätze zu konstruieren oder in einen kulturpessimistischen Ton zu verfallen. Selbstkritisch wird das eigene Verhalten der Kirche für die häufig negative Berichterstattung über sie verantwortlich gemacht. Die für die kirchliche Öffentlichkeitsarbeit Verantwortlichen werden auf eine genaue Kenntnis der Eigengesetzlichkeiten der Medien verpflichtet und zu einer partnerschaftlichen Haltung gegenüber Medienvertretern ermahnt.

Der positive Duktus, dem dieses Papier zum Verhältnis Kirche und Öffentlichkeit folgt, kommt in einer an Journalisten adressierten „Erwartung“ besonders deutlich zum Ausdruck: „Die Kirche bekennt sich selbst zu einer ständigen Erneuerung. Die Medien registrieren in der Regel als erste, wann und wo sich in der heutigen Kultur religiöse Fragen in neuer Weise thematisieren. Publizisten und Journalisten können durch ihre berufliche Tätigkeit das kirchliche Leben aktivieren und die kirchlich-gesellschaftlichen Beziehungen verstärken, indem sie Chancen und Möglichkeiten aufzeigen, aber auch auf Fehlentwicklungen hinweisen.“ A. F.

EKD-Hochschulstudie: Ein neuer Religionsbegriff?

Eine im Auftrag der Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) erarbeitete und unlängst veröffentlichte Studie zum „Dienst der Evangelischen Kirche an der Hochschule“ – so ihr Titel (Gütersloher Verlagshaus Gerd Mohn, Gütersloh 1991) – vermittelt einen interessanten Einblick in die religiösen Einstellungen, Verhaltensweisen und Selbstbilder heutiger (evangelischer) Studierender. Die Studie wurde von einer Arbeitsgruppe unter Leitung von Oberkirchenrat *Rüdiger Schloz* erstellt.

Von besonderem Interesse – auch unabhängig vom konkreten Erhebungszusammenhang – sind dabei die Ergebnisse einer empirischen Untersuchung zum *Verhältnis der Studierenden zu Religion, Glaube und Kirche*. Methodisch setzt sich diese Untersuchung zusammen aus insgesamt 24 anderthalbstündigen sogenannten „narrativen Interviews“, die im Frühjahr und im Spätherbst 1989 an zahlreichen Hochschulorten in den alten Bundesländern gemacht wurden, und einer herkömmlichen Repräsentativbefragung mit einem Stichprobenumfang von 703 ausgewerteten Fragebögen vom Sommer 1989 – in beiden

Fällen handelte es sich bei den Befragten um Studenten, die von sich sagten, sie seien evangelisch.

Die „hypothetische Relevanz“ von Glauben und Religion

Das Ergebnis der Untersuchung ist nicht leicht auf einen Nenner zu bringen und in sich widersprüchlich, auf jeden Fall vielschichtig. Bei der Frage nach der Relevanz verschiedener Lebensbereiche landet Religion bei den Studenten zunächst einmal weit abgeschlagen auf dem *letzten Platz* – die ersten Plätze der insgesamt zehn Lebensbereiche nehmen „Studieninhalte“, „Freundes- und Bekanntenkreis“, „Partnerbeziehung/Ehe/Kinder“ ein. Und auch alle weiteren vorgegebenen Alternativen werden – in dieser Reihenfolge – als relevanter eingestuft: Hochschule, Kultur/Sport/Freizeit, Eltern/Verwandschaft, materielle Lebensbedingungen, Politik/öffentliches Leben, Erwerbstätigkeit neben dem Studium.

Eine anschließende Faktorenanalyse zeigt, von welcher Merkmalsgruppe

von Studenten Religion der Tendenz nach am stärksten als relevant angesehen wird: Es waren diejenigen, die auch überdurchschnittlich oft „Freundes- und Bekanntenkreis, Freizeit, Eltern und Politik“ nannten; eine zweite Gruppe bezeichnete auffällig stark „Hochschule“ und „Studieninhalte“ als für sie relevant, eine dritte „materielle Lebensbedingungen, Berufstätigkeit und Partnerbeziehung“. Geseonderte Auswertungen sollen bestätigt haben, daß Studenten, die der Religion ein hohes Maß an Relevanz zubilligten, *Freundeskreis und Eltern* ein größeres Gewicht beimessen als solche, die das nicht tun. Beim Partnerbezug verhalte es sich genau umgekehrt. Außerdem besuchten Studenten, die sich als religiös einstufen, relativ häufiger als andere Studenten *kulturelle Gruppen*.

Andere Daten zeigen indes, daß Vorsicht geboten ist, wenn aus einem solchen auf den ersten Blick eindeutig negativen Ergebnis bei der Relevanzzuweisung Schlüsse gezogen werden. So lehnten z. B. 78 Prozent der Befragten die Aussage „In unserem wissenschaftlich-technischen Zeitalter ist Religion überholt“ ab. Die Studie spricht in dem Zusammenhang von einer „hypothetischen Relevanz“, die Glaube und Religion auch von solchen Studenten zugesprochen werde, die beidem sonst eher kritisch gegenüberstünden. Einen Hinweis für diese Art von Relevanz von Glaube und Religion sehen die Verfasser der Studie auch in der Tatsache, daß trotz der geringen Relevanz von „Religion“ insgesamt immerhin 60 Prozent der Studierenden nicht daran zweifelten, daß das Leben einen „bestimmten Sinn“ habe.

Bei der Frage nach der *religiösen Selbsteinschätzung* zeigt sich auch, daß sich die Mehrheit der Studenten durchaus nicht für „a-religiös“ hält: 41 Prozent aller Studierenden (48 Prozent bei den Frauen, 36 Prozent bei den Männern) schätzten sich selbst als „religiöse Menschen“ ein; als „überzeugte Atheisten“ sahen sich nur acht Prozent, während recht viele, jeweils rund ein Viertel, „nicht-religiös“ oder „unentschieden“ angaben. Es zeigen sich dabei interessante Unterschiede

zwischen den Studienfächern: Der höchste Anteil an Studenten, die sich selbst als „religiös“ einstufen (nämlich 58 Prozent), und der niedrigste Anteil an „überzeugten Atheisten“ (zwei Prozent) wurde unter Medizinern ermittelt, die geringste Zahl an religiös eingestellten Studenten (nämlich 41 Prozent) in den Fächern Wirtschaftswissenschaften und Jura.

Schlechtes Image der evangelischen Kirche

Negativer als bei Glaube und Religion sind die Angaben der Befragten zu ihren Einstellungen gegenüber *Kirche und Christentum* ausgefallen. Kritik – so die Studie – werde nicht eigentlich an theologischen Aussagen des christlichen Glaubens geübt als vielmehr an der „durch die Kirche repräsentierten und praktizierten Realisierung“ der christlichen Religion. Von sieben vorgegebenen Vorbehalten gegenüber dem Christentum, wie es die evangelische Kirche verkörpert, wurden die drei folgenden Beurteilungen am stärksten als zutreffend angegeben: „geht am wirklichen Leben des einzelnen vorbei“, „ist lust- und sexualfeindlich“ sowie „ist dogmatisch verengt, läßt wenig Raum für Zweifel“.

Das schlechte „Image“ der evangelischen Kirche bei den evangelischen Studierenden zeigt sich auch bei der Frage nach *Veränderungen in der Einstellung zu Glauben und Kirche*: Die Einstellungen zur Kirche haben sich innerhalb der Biographie der Studierenden stärker *negativ* entwickelt als die Einstellung zum Glauben, und umgekehrt sind *positive* Veränderungen im Verhältnis zum Glauben ausgeprägter als im Verhältnis zur Kirche. Bemerkenswert ist, daß bei Aussagen, die Rückschlüsse auf das „Image“ der Kirche erlauben, von den (evangelischen) Studierenden offenbar relativ *wenig unterschieden wird zwischen den Konfessionen*: Die konfessionellen Spaltungen „gelten als überholt“ – so die Studie; bei manchen Befragten umfasse der Begriff „Kirche“ sowohl die evangelische als auch die katholische Kirche. „Zwar wird ... gelegentlich zwischen beiden Kirchen diffe-

renziert, negative Einschätzungen der katholischen Kirche (z. B. das negative Image des Papstes) werden auch zur Kritik an der evangelischen Kirche herangezogen“ (S. 141).

Das schwierige Verhältnis der Studierenden zur institutionellen Kirche zeigt sich im übrigen auch bei den klassischen Parametern von *Kirchlichkeit*. Im Vergleich zu den entsprechenden Gesamtuntersuchungen in der EKD kommt die Studie zu dem Ergebnis, daß die evangelischen Studierenden *keine schlechteren Kirchgänger* seien als die übrigen Evangelischen. Daß sie jeden Sonntag oder doch wenigstens fast jeden Sonntag einen Gottesdienst besuchen, geben acht Prozent bei den Studierenden an (elf Prozent in der evangelischen Gesamtpopulation). Der Anteil, der von sich sagt, daß er nie zum Gottesdienst gehe, ist demnach sogar bei den Studierenden geringfügig kleiner als bei allen Evangelischen (32 bzw. 35 Prozent). Dementsprechend größer fällt auch der Anteil derjenigen aus, die nur an Feiertagen und besonderen Anlässen Kirchen zu Gottesdiensten aufsuchen (Studierende: 36 Prozent, alle: 30 Prozent). Der hohe Anteil von solchen Studierenden, die an Feiertagen und bei besonderen Anlässen Gottesdienste besuchen, korrespondiert mit der Tatsache, daß die Studierenden zu einem sehr hohen Prozentsatz den *Heimatort* als Ort des Gottesdienstbesuches angaben (50 Prozent).

Als „sehr“ oder „ziemlich“ *verbunden mit der Kirche* bezeichneten sich zusammen 36 Prozent der Befragten, die beiden anderen Drittel verteilten sich auf die „etwas“ bzw. auf die „kaum“ und „überhaupt nicht“ Verbundenen. Auch im Vergleich zur Erhebung in der gesamten evangelischen Bevölkerung zeigte sich wiederum, daß höhere Bildung und jüngeres Alter tendenziell mit einer distanzierten Haltung zur Kirche zusammenfallen. Frauen – so die Studie – seien tendenziell stärker mit der Kirche verbunden als Männer, Studierende an Universitäten stärker als Studierende an Fachhochschulen – umgekehrt neigten Männer eher zum Kirchenaustritt als Frauen.

Die *Kirchenaustrittsneigung* ist – das bestätigten bereits zuvor genannte Befunde – bei Medizinerinnen und Geisteswissenschaftlerinnen eher geringer als in den Wirtschafts-, den Sozial- und Naturwissenschaften sowie den technischen Fächern und Jura. Regionale Unterschiede erweisen sich dabei als durchaus erheblich: Die meisten Austrittsgeneigten fanden sich in *Frankfurt* und *Hamburg* (40 bzw. 35 Prozent), rheinisch-westfälische Großstädte wie *Dortmund* und *Aachen* sowie die süddeutsche Millionenstadt *München* lagen im Mittelfeld (26, 28 bzw. 27 Prozent) und die Universitätsstadt *Tübingen*, eine Stadt von 70 000 Einwohnern, bei nur 21 Prozent. Diese Unterschiede – darauf weist die Studie hin – hätten nicht nur mit einem „Nord-Süd-Gefälle“ zu tun, sondern auch mit der Größe des jeweiligen Hochschulortes und seinem kirchlich-geistigen Klima. Insgesamt gaben 41 Prozent der Befragten an, daß ihnen ein Kirchenaustritt fernliege, 33 Prozent stufen ihn als für sie z. Z. nicht aktuell ein.

Ein neuer Religionsbegriff?

Bei den Angaben zur *Inanspruchnahme kirchlicher Amtshandlungen* wie *Trauerung*, *Taufe* und *Beerdigung* zeigt sich im übrigen eine Haltung, die in dieser Untersuchung unter unterschiedlichem Gewand immer wieder auftaucht: die hohe Bedeutung von „Freiheits- und Selbstentfaltungswerten“. So solle die Entscheidung für die Konfessionszugehörigkeit und zur Kirchenmitgliedschaft nach Ansicht der Studierenden *den Kindern selbst überlassen* bleiben. Die Zustimmung der Befragten zur Taufe liegt nur geringfügig höher als bei der schon als Konvention stärker abgelehnten Trauerung bzw. der Beerdigung. Ein knappes Viertel (22 Prozent) plädiert für Taufaufschub. Die Autoren der Studie werten dies als einen Hinweis darauf, daß die Studierenden ihre persönliche Prioritätensetzung bei den „Freiheits- und Selbstentfaltungswerten“ auf die Kinder übertragen. Das führe dazu, daß eine „Hereinnahme in die christliche Gemeinschaft immer weniger ‚au-

tomatisch‘ erfolgt, sondern ihnen spätestens im Konfirmandenalter eine Entscheidung abverlangt wird, bei der sie von den Eltern nicht begleitet werden“ (S. 145).

Im Zusammenhang mit dem, was die Studie „Freiheits- und Selbstentfaltungswerte“ nennt, treffen sich zahlreiche Befunde und Aspekte dieser Untersuchung: „Die Freiheit zur Selbstbestimmung und Selbstverwirklichung und die Übernahme von Verantwortung für das eigene Leben und für das Leben insgesamt werden eindringlich und durchgängig im Gegensatz zu Religion und Glaube gesehen“ (S. 113). So wurden z. B. bei der Frage nach grundlegenden Orientierungen der Studierenden die beiden Antwortmöglichkeiten „*Fähigkeiten frei entfalten*“ und „*Selbstverwirklichung ohne Bevormundung und Manipulation*“ nach der „Schonung der natürlichen Lebensgrundlagen“ als zweit- und dritt wichtigste Orientierung eingestuft. Bei der Gegenüberstellung des „Image“ der Kirche und der Orientierungen der Studierenden zeigten sich bei den Antwortalternativen „Selbstverwirklichen“ und „Fähigkeiten frei entfalten“ die größten Unterschiede.

Diese Einstellung hat weitreichende Folgen für das gesamte Glaubensverständnis: Bei der Frage nach dem Verhältnis zum Glauben erhielt folgende Aussage die mit Abstand stärkste Zustimmung (76 Prozent): „Ich habe *meine eigene Weltanschauung*, in der auch Elemente des christlichen Glaubens enthalten sind.“ Gegen die institutionalisierte Kirche gerichtet ist auch die Aussage zum *Gottesbild*, für die fast die Hälfte (43 Prozent) der Befragten stimmten: „Ich glaube an eine höhere Kraft, aber nicht an einen Gott, wie ihn die Kirche beschreibt.“ Die Autoren der Studie sehen darin eine Haltung, die in Kirche und Glauben eine „Verhinderung eines sich autonom verstehenden Verantwortungsbewußtseins“ annimmt. Den aus Glauben handelnden Menschen würden „Heteronomie, Schwäche und Intoleranz“ unterstellt (S. 88). Der Glaube selbst werde in dem Zusammenhang im Sinne eines *weit gefaßten Religionsbegriffes* – „ein neuer Religionsbe-

griff?“ – verstanden und erlebt: er werde als „integraler Bestandteil des Menschseins“, aber zugleich als „kirchenunabhängige, existentielle Dimension des Lebens“ gesehen. Der persönliche Glaube werde dadurch „in einer Art ‚multireligiöser‘ Einstellung anderen Glaubenshaltungen undogmatisch und gleichberechtigt nebengestellt“ (S. 117).

In engem Zusammenhang damit steht das, was die Studie zur Haltung der Studierenden zur Kirche beobachtete: Die Bezeichnung „Kirche“ tauche vielfach nicht in „begrifflicher Klarheit“, sondern als „Reizwort“ auf. Die vage begriffliche Bedeutung des Kirchenbegriffs sieht die Studie in einem gewissen Gegensatz zur selbstverständlichen Verständigung über das „Reizphänomen“ Kirche. Diese affektive Aufladung des Reizwortes führe zu einem „Realitätsverlust“: die reale Wirklichkeit von Kirche verblasse, um so wirklicher, „fast übermächtig“, werde ihre psychische Repräsentanz.

Mehr als eine „defizitäre Manko-Religion“

Es spricht gegenwärtig wenig dafür, daß eine entsprechende Untersuchung im katholischen Raum zu qualitativ gänzlich andersgearteten Ergebnissen kommen würde, selbst wenn sich graduell manches etwas anders darstellen würde. Und auch folgendes dürfte durchaus überkonfessionell die Problemlage treffen: Die EKD-Studie fordert dazu auf, die heute anzutreffende Religiosität nicht nur als „defizitäre Manko-Religion“ wahrzunehmen und aus der Sicht orthodoxer Theologie immer schon als „häretisch“ einzustufen: „Bevor sie kritisch analysiert wird, sollte sie erst einmal gemäß ihres eigenen Selbstverständnisses zur Kenntnis genommen werden“ (S. 257). Zu streiten wird dabei vermutlich auch darüber sein, ob es sich tatsächlich um etwas „Eigenes“, also eine „kohortenmäßige Ausprägung des Glaubens“, handelt – wie diese Studie annimmt – oder nicht doch um ein Phänomen, das heute bereits weit über diese Kohorte hinaus anzutreffen ist. K. N.